

Bücher-Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **28 (1948-1949)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Das Mythologische in der Religion

«Wir wollen uns nicht von Mythologie fesseln lassen; aber wir wollen die Mythen in denjenigen hohen Ehren halten, die ihnen gebühren: ohne sie vermöchten wir das Erleben des Übergegenständlichen überhaupt nicht in unserem Bewußtsein festzuhalten und es folglich auch nicht zu klären» (S. 62). In diesem Wort — es steht in dem schönen Kapitel: «Von der geschichtlichen und der übergeschichtlichen Heimat» — dürfte die Stellung von *Fritz Medicus* zur Mythologie knapp zusammengefaßt sein.

Er führt in seinem fesselnden Buch dem Leser andeutungsweise durch die verschiedenen Stufen der Mythologie von den primitiven Völkern durch das klassische Altertum und das Mittelalter bis zur Aufklärung und in die Gegenwart und setzt das Verhältnis von Mythologie und Religion klar auseinander. Wo er seinen eigenen Standort hat, ist zum Beispiel in dem Satz ausgesprochen: «Dennoch ist uns das, was für den Sinn unserer ganzen Lebensgestaltung entscheiden soll, nicht von Griechenland, sondern von Palästina her geworden» (S. 65). Mit großer Freiheit, aber nicht ohne ständige Kritik werden die verschiedensten Geister in den Kreis der Betrachtungen gezogen; Schelling, Nietzsche, Benedetto Croce seien genannt. Es ist heilsam, daß die zeitgebundenen Schranken, die dem menschlichen Erkennen und Wissen gezogen sind, so entschieden betont werden, und die Grenzen zwischen Mythologie und Religion, die immer ineinander zu fließen drohen. Wer von der Theologie herkommt, ist wohl mit der Grenzziehung nicht immer ganz einverstanden und hätte für die religiösen Belange da und dort noch etwas mehr Eingehen auf die Fragen gewünscht, ist aber dem Verfasser für viel Belehrung und Aufklärung außerordentlich dankbar ¹⁾.

Arnold Zimmermann.

Aus der Welt der Antike

Neue Wege der Sokratesforschung

Sokrates ist eine der rätselhaftesten Gestalten der europäischen Geistesgeschichte. Wohl glauben wir zu wissen, daß mit ihm eine neue Epoche der Menschheit ihren Anfang nimmt. Nur zwei, drei Fakten seines äußeren Lebens aber sind wirklich historisch bezeugt. Er hat keine Zeile über irgend eine Lehre hinterlassen, ja es scheint, daß er sich prinzipiell nicht schriftlich festlegte. Nicht einmal sein Tod kann einwandfrei erklärt werden. Der Nachwelt ist er lediglich aus den Schriften seiner Schüler, vor allem Platons und Xenophons, bekannt. Die historische Forschung mußte sich für die Sokratesbiographie ganz auf sie verlassen und konnte nicht wissen, daß sie damit eine grundsätzlich falsche Frage an diese Texte stellte. Es wollte deshalb nie gelingen, ein in sich geschlossenes Bild von Sokrates zu zeichnen. Alle Einzelzüge, welche dieser «Überlieferung» entnommen wurden, überdeckten sich und hoben sich gegenseitig auf. Mit der Additionsmethode konnte nichts gewonnen werden; der Rückzug aber auf einen einzigen Kronzeugen blieb subjektives

¹⁾ Fritz Medicus: Das Mythologische in der Religion. Eugen Rentsch, Erlench-Zürich 1944.

Spiel. Zudem wiederholte sich dieselbe Situation: Äußerungen des gleichen Autors über Sokrates sind meistens untereinander inkommensurabel.

Gigon rollt die Frage von einer neuen Seite auf, indem er absichtlich die beiden bisherigen Hauptzeugen in den Hintergrund schiebt, dafür aber die zahlreichen, jedoch ganz heterogenen Reste der übrigen Sokratikerliteratur heranzieht. Aus seiner Untersuchung geht eindeutig hervor, daß die Gestalt des Sokrates nur Funktion des Dialoges, ja sogar der einzelnen Szene ist, m. a. W. daß kein einziger seiner Schüler die Absicht hatte, ihn als historischen Menschen darzustellen. *Gigon* beweist zwingend, daß die Frage nach dem historischen Sokrates falsch gestellt ist und daß die sokratischen Dialoge ihren eigenen Gesetzen folgen. Erst durch diese Erkenntnis wird die Bahn frei für eine diesen Werken adäquate Einstellung. Die Auswirkungen der neuen Sicht sind noch nicht zu ermessen¹⁾.

Hauptanliegen des Buches ist jedoch die Destruktion des bisherigen Sokratesbildes; dem Gesetz der Literaturgattung wird weit weniger Rechnung getragen, offenbar weil es mit der hier geübten Methode nicht erfaßbar ist. Nachdem die Biographie des Sokrates ausgeschaltet ist, wird die philosophiegeschichtliche Verbindung der Sokratiker nach rückwärts untersucht. Ihre erfaßbaren Lehren lassen sich auf keinen gemeinsamen Nenner bringen, der auf positive Lehren des Sokrates schließen ließe. Hier liegt die zweite Überraschung des Buches: Die Sokratiker führen thematisch das Werk der Sophisten fort, also der nach der landläufigen Meinung erbittertesten Gegner des Sokrates! Dieser selbst ist kein Glied in der Traditionskette. Einerseits ist also Sokrates in der Literatur Träger ganz verschiedener Lehrmeinungen, andererseits aber kommt die problemgeschichtliche Forschung ohne ihn aus: «Sokrates erweist sich für die geschichtliche Betrachtung als ein reiner Impuls, der unendlich und unfaßbar wirkt, als eine Urkraft, die wir vielleicht spüren, aber nicht benennen können».

Gigon versucht auch das Wesen des sokratischen Dialoges zu erfassen, gerät aber, da er die einzigen in sich geschlossenen Sokratesdichtungen, die auf uns gekommen sind, die platonischen Dialoge, von vorneherein mit Mißtrauen beiseite schiebt, unvermeidlich auf die Frage nach dem Ursprung des Dialoges. Nur an Platon jedoch läßt sich dies auf befriedigende Weise ausführen, denn hier allein zeigt sich auch ein Motivwandel beim gleichen Dichter. Nicht jedes Motiv, das in der sokratischen Literatur auftaucht und vorplatonische Formung verrät, muß wiederum aus einem Dialog stammen. Der Ursprung des Dialoges kann nicht erhellt werden aus einem Motivvergleich und aus Rückschlüssen auf Motive, bevor mehr Klarheit über die Art und Verbreitung anekdotischen Materials zur Zeit der Sophistik gewonnen ist. In dieser Beziehung sind die zahlreichen Novellen und Anekdoten bei Herodot noch gar nicht ausgeschöpft, obwohl doch einige Motive auch bei Platon auftreten. *Gigon* schließt zu schnell auf einen uns nicht erhaltenen Dialog, anstatt diese an sich nicht so wesentliche Frage noch offen zu lassen. Eine der beiden folgenden Situationen liegt nach ihm jedem sokratischen Dialoge zu Grunde: der Gegensatz zwischen Sokrates und dem reichen Alkibiades oder zwischen Sokrates und einem der Sophisten. Fragen wir uns, welches der gemeinsame Zug dieser beiden Grundmotive ist, so finden wir ihn in der Demütigung des Gegners durch die Frage-Antwortmethode des Sokrates. Diese ist nicht von irgend einem Inhalt her bestimmt und nimmt deshalb alle Problemstellungen auf. Sokrates konnte also Träger jeder beliebigen Auseinandersetzung werden, verlor dafür aber seinen eigenen Schatten.

Das Buch *Gigons* wird eine der wichtigsten Grundlagen der künftigen Sokratikerforschung werden. Es birgt neue, fruchtbare Möglichkeiten der Beschäftigung mit dieser Literatur, welche die Resignation des Sokrateshistorikers aber noch nicht recht ans Licht kommen läßt.

Hermann Koller.

Eine neue Übersetzung Platons

Mit Recht geht die Einleitung zu dem Bande, den wir hier anzeigen, von dem Gedanken aus, daß die gegenwärtige Situation der Philosophie gerade für *Platon*

¹⁾ Olof *Gigon*: Sokrates. Sein Bild in Dichtung und Geschichte. Francke, Bern 1947.

neue Möglichkeiten des Verständnisses eröffnet¹⁾. Früheren Zeiten war die Tatsache, daß Platon zwar Wissenschaft zu suchen behauptet, aber keine wissenschaftlichen Abhandlungen, sondern Gespräche schreibt, immer wieder recht unbequem. Wer Platon als philosophischen Systematiker auffaßte, bemühte sich, so gut es ging, die dialogische Einkleidung beiseite zu schaffen. Wer in Platon den Dichter liebte, war peinlich berührt, so oft das lebendige Spiel von Rede und Gegenrede in eine subtile Untersuchung abstrakter ontologischer Probleme übergeht. Wenn aber Philosophie zum Philosophieren wird und wenn das Erkennen des Seins eins wird mit dem inneren Handeln auf ein Selbstsein hin, dann wird die Verbindung von Wissenschaft und Dichtung bei Platon zu keiner Paradoxie mehr. Ja, dann könnte sich vielmehr die Frage erheben, ob nicht die platonische Form letzten Endes die einzige Form wäre, in der sich ein solches Philosophieren adäquat darstellen ließe.

So kommt denn diese neue Auswahl aus Platons Dialogen sehr zur rechten Zeit. Der vorliegende erste Band (drei weitere sollen folgen) enthält fünf Dialoge der Frühzeit Platons: Eutyphron, Apologie, Kriton, Gorgias, Menon. Zu dieser Auswahl sei nachher noch etwas gesagt. Vorerst aber noch einige Worte über die Einleitung. Der Verfasser hat es verstanden, in bewundernswert konzentrierter Form so ziemlich alle Hauptpunkte der Philosophie Platons zu berühren. Gleich das Leben Platons gibt Anlaß, das vielverhandelte Problem des Verhältnisses Platons zur Politik darzulegen. Mag auch in der Behauptung, daß Platons «hohe Leidenschaft ursprünglich gar nicht der Philosophie, sondern der Politik gilt» (S. XIV), noch ein wenig von dem Pathos des politischen «dritten Humanismus» nachzittern, so wird doch später mit vollem Recht erklärt, bei Platon bestimme nicht die Politik, sondern die Philosophie das Gesetz der Verbindung beider Größen (S. XVI). Sehr feine Bemerkungen finden sich über das Verhältnis Platons zu Sokrates. Problematischer ist es, wenn der Gegensatz zwischen Sokrates und den Sophisten auf die Formel gebracht wird, beide hätten zwar mit der alten religiösen Tradition gebrochen, die Sophisten aber hätten sie ersetzt durch die aufklärerische Souveränität des menschlichen Geistes, während Sokrates sich durch eine neue göttliche Macht gebunden wußte. Hier wird nicht nur das Sokratesbild der platonischen Apologie, das unter ganz bestimmten komplizierten Voraussetzungen steht, gar zu sehr verallgemeinert, sondern es wird darüber hinaus die Frage, welches die Rolle der Religion bei Sokrates und dann auch bei Platon gewesen sei, zu einfach beantwortet. In Wahrheit handelt es sich da um eine der allerschwierigsten Fragen; was natürlich zusammenhängt mit der Tatsache, daß bei den Griechen überhaupt das Religiöse so stark mit dem Ästhetischen und später mit dem rein Spekulativen vermischt ist. Unrichtig dürfte es sein, wenn der Verfasser die Bedeutung, die der platonische Dialog der Zustimmung der Gesprächspartner zum gemeinsamen Besitz der Erkenntnis beilegt, auf das religiöse Element zurückführt (S. XXV). Gerade hier liegt vielmehr eine eigentümliche Übertragung des politischen Begriffs des *Bonum commune* vor, eine Übertragung, bei der allerdings Platon vielleicht schon in Heraklit von Ephesos einen Vorläufer hatte.

Vorzüglich ist die Darstellung der Philosophie Platons selber, der Lehre von den Ideen und der paradoxen Rolle des Mythos. Wenn der spekulative Hintergrund der Ideenlehre, die Ontologie des Parmenides, kaum berührt wird, so wird man das in einer Einleitung, die nicht über das Maß belastet werden durfte, nicht übel nehmen. Störender ist es, wenn in einer, man möchte sagen allzu eleganten Weise der Übergang vom ethischen Denken des frühen Platon zur Ontologie und Naturphilosophie der Spätzeit erklärt wird (S. XXXII f.). Mag auch der Begriff des Guten Alles umklammern; der Gegensatz zwischen den Frühdialogen, in denen ausschließlich das Gute und die Idee des Guten gesucht wird, und den Spätdialogen, in denen von einer ganzen Welt urbildlicher Ideen die Rede ist, ist so tief, daß man beinahe von einem Bruche sprechen müßte. Jedenfalls darf man den Gegensatz nicht so verwischen, wie es der Verfasser tut. In denselben Zusammenhang gehört der letzte Vorbehalt, den man der Einleitung gegenüber machen muß. Am Anfang wie am Schlusse wird gesagt, die Frage, wie Wissenschaft zu verstehen sei, sei das Zentrum der platonischen Schriften (S. XIII, XLIV). Damit ist aber nur die eine Hälfte

¹⁾ Platon: Die Werke des Aufstiegs. Einleitung von G. Krüger. Übertragung von R. Rufener. Bibliothek der alten Welt, Griechische Reihe, Band 11. Artemis, Zürich 1947.

jenes Problems bezeichnet, das tatsächlich für Platon das entscheidende gewesen ist: Nicht nach der Wissenschaft überhaupt fragt er, sondern ausschließlich nach einer einzigen, höchsten, unentbehrlichen und gleichzeitig in diesem Leben unerreichbaren Wissenschaft: der Wissenschaft vom Guten. Sie steht schon im Dialog Laches im Hintergrund und begleitet Platon bis zu jenen rätselhaften Vorlesungen über das Gute, die wir nur aus Bruchstücken einer Nachschrift des Aristoteles kennen.

Doch sei trotz diesen Bemerkungen wiederholt, daß die Einleitung in ihrer Klarheit und Konzentriertheit nahezu ein Meisterwerk genannt werden darf.

Daß in eine Auswahl der Frühschriften Platons die Apologie (die aber sicherlich nicht das erste Werk Platons ist!), der Gorgias und der Menon aufgenommen sind, ist selbstverständlich. Weniger glücklich ist nach unserer Meinung die Wahl des Kriton und des Euthyphron. An künstlerischem Range stehen sie gewiß nicht tiefer als die anderen. Aber gedanklich sind es Dialoge von untergeordneter Bedeutung und zudem in zahlreichen Einzelheiten viel schwieriger zu interpretieren als es zunächst den Anschein hat. Gerade an der Spitze der gesamten Auswahl hätte man gerne einen andern Dialog gesehen als den im Grunde recht undurchsichtigen Euthyphron. Wenn wir etwa davon ausgehen (wozu uns vor allem der Gorgias das Recht gibt), daß im Mittelpunkt der platonischen Philosophie die Frage nach der Wissenschaft vom Guten steht, dann hätten der Laches oder der Charmides an die Stelle des Euthyphron gehört. Denn ihr unausgesprochenes Ziel ist nichts anderes als eben die Wissenschaft vom Guten. Oder wie schön und sinnvoll in jeder Hinsicht wäre etwa die Wahl des Lysis gewesen!

Die Übersetzung liest sich gut, stellenweise etwas altertümlich; aber das schadet nichts. Unbefriedigend dagegen sind die Anmerkungen. Man hat das Gefühl, der Verfasser habe an Erklärungen das geboten, was ihm zufällig zur Hand war. Bei den künftigen Bänden möchte man in diesem Punkte größere Planmäßigkeit wünschen. Vor allem sollten die philosophischen Erläuterungen so gehalten werden, daß sie fortlaufend die entscheidenden Gedanken herausheben und eine wirkliche Ergänzung zur Einleitung darstellen. Die historischen Erklärungen könnten hingegen ruhig noch weiter eingeschränkt werden.

Doch sei nicht unbillige Kritik geübt. Als Ganzes ist dieser Band eine ausgezeichnete Leistung. Er wird gewiß in reichem Maße das Seinige dazu beitragen, daß immer wieder Einzelne sich dazu entschließen, in den Umgang mit dem unerschöpflichsten aller Philosophen einzutreten. Hoffentlich werden die folgenden Bände bald erscheinen.

Olof Gigon.

Parodien und Burlesken Lukians

Das wunderschön ausgestattete Bändchen eröffnet, begleitet von einem ersten Band Plato, eine Sammlung, mit der die Schweiz dem deutschen Kulturgebiet gegenüber eine humanistische Leitung ersten Ranges zu erfüllen sich anschickt¹⁾. Der Gegensatz zu ähnlichen Versuchen mehr spielerischer Natur liegt in ihrer Umfassendheit und besonders darin, daß sie sich nicht in billiger Weise damit zufrieden gibt, ältere, meist unvollkommene Übersetzungen abzudrucken oder wenigstens zu Grunde zu legen. Das stimmt nun freilich gerade nicht für Lukian, der darum auch die nicht ganz verdiente Ehre erhält, den Reigen zu eröffnen. Aber sein Fall ist ein besonderer. Fast ist er auch ein deutscher Klassiker. Da Wieland ihn mit kaum erlahmender Freude übersetzt hat, wäre es übertriebene Autarkie, nur um des Prinzipes willen eine eigene Übersetzung in Auftrag zu geben. So hat sich Karl Hoenn, der Herausgeber des Textes und auch der Herausgeber und Initiator der ganzen Sammlung, mit leisen Korrekturen begnügt, dort, wo Wieland sei es in die Irre ging oder wegen der Mangelhaftigkeit des ihm zur Verfügung stehenden Textes in die Irre gehen mußte.

Die Auswahl, die Kommentierung, besonders aber die Gesamtwürdigung Lukians in einer umfangreichen Einleitung hat Emil Ermatinger übernommen, dazu wie kein anderer berufen durch seine eigene philologische Frühzeit und durch besondere

¹⁾ Lukian: Parodien und Burlesken. Auf Grund der Wielandschen Übersetzung neu herausgegeben von Emil Ermatinger und Karl Hoenn. Die Bibliothek der alten Welt. Der griechischen Reihe 29. Band. Artemis, Zürich 1948.

Vertrautheit mit dem Werk Wielands. Gegenüber der Auswahl kann man vielleicht die Frage stellen, ob weniger nicht mehr gewesen wäre, da die Fülle notwendigerweise die bald erreichten Grenzen der Lukianschen Bezauberungskraft enthüllt. Aber wahrscheinlich ist dies nicht ungewollt. Unanfechtbar aber ist die Einleitung, die Mensch und Künstler, Umgebung und Nachwirkung mit gleich unparteiischem Urteil mißt, gleichzeitig aber auch dem Übersetzer gerecht wird, und beide, Autor und Übersetzer, charakterisiert, indem sie sie nebeneinanderstellt.

Ernst Howald.

Körperbau und Charakter bei antiken Menschen

Die Versuche, die Beziehungen zwischen Körperbau und Charakter in ein System zu bringen, werden meist von Ärzten unternommen, die ihre Beobachtungen an den Patienten machen. Die gewonnenen Ergebnisse werden dann auf den sogenannten Normalen übertragen, insofern mit Recht, als jeder Mensch eine Anlage zu einem spezifischen Irresein in sich trägt; die Einreihung des konkreten Einzelnen in eine bestimmte Kategorie psychologischer Typen macht freilich oft schon erhebliche Schwierigkeiten. Versucht man aber, mit einer solchen Typenlehre den großen Gestalten der Geschichte beizukommen, so sieht man sich meist genötigt, sich auf jene einleuchtenden Fälle zu beschränken, wo Genialität und Wahnsinn nahe beieinanderliegen. In zahlreichen Fällen dagegen spottet der komplexe Reichtum der Persönlichkeit jeder Erfassung durch das Netz einer Typenlehre. Wagt man sich gar an antike Menschen heran, so wird der vom Körperbau ausgehende Forscher gerade deswegen genarrt, weil man im Altertum auch in Typen, wenn auch andern, dachte und eine konventionelle Vorstellung davon hatte, wie ein lyrischer Dichter, ein Tragiker oder ein Philosoph aussehen müsse. Die meisten Angaben über die körperliche Gestalt sind anekdotisch, die Büsten häufig so typisiert, daß man den selben Kopf mit Herodot oder mit Thukydides oder auch mit einem andern Historikernamen anschreiben konnte.

Eine Typenlehre, die von körperlichen Merkmalen ausgeht, wird daher bei der Einreihung antiker Menschen in moderne Kategorien auf kaum zu überwindende Schwierigkeiten stoßen, auch wenn sie weniger banal gehandhabt wird als in dem Vortrag *Anton von Mörls*, der Ernst Kretschmers Einteilung der Temperamente in zyklotyme und schizotyme auf einige Männer der Antike anwenden will¹⁾. Wie er dabei vorgeht, möge ein Beispiel zeigen: von Mörl zitiert Kretschmers Beschreibung der «geschwätzig Heitern», die (unter andern) «bei jeder Festlichkeit mit einer langen Rede oder einem lärmenden Spaß zur Stelle sind. Spiel und Trunk lieben sie mehr als bohrende Denkarbeit oder scharfe gefährliche Strapazen. Sie sind ein . . . Element, das ohne Ehrgeiz lustig an der Oberfläche schwimmt» usw. Wer dächte bei dieser Schilderung Kretschmers an den mutigen Menschen und tiefbohrenden Denker Sokrates? Es war von Mörl vorbehalten, dazu zu bemerken: «Das ist doch wie eigens auf Sokrates geschrieben». Wenn Psychologie so oberflächlich betrieben wird, wollen wir nur hoffen, daß von Mörls angekündigtes Buch «Der Verfall der antiken Wissenschaft» ungedruckt bleibe.

Hans Rudolf Schwyzer.

Das Schicksal Österreichs

Die Aufzeichnungen des ehemaligen österreichischen Bundeskanzlers *Kurt von Schuschnigg* gehören zum wertvolleren Teil der unzähligen Erinnerungsschriften aus der nationalsozialistischen Sturmzeit^{*}). Im Aufbau wenig geschlossen, sind sie von

¹⁾ Anton von Mörl: *Neue Wege der biographischen Durchforschung der Antike*. Felizian Rauch, Innsbruck 1946.

^{*}) Kurt von Schuschnigg: *Ein Requiem in Rot-Weiß-Rot*. Amstutz, Herdeg, Zürich 1946. Vergl. Besprechung der Schriften von Schuschnigg: «Österreich, eine historische Schau» und «Wo werden wir morgen sein», Novemberheft 1947, S. 549 bis 550. *Redaktion.*

einer alles verbindenden humanistischen Geisteshaltung getragen. Unser brennendstes Interesse gilt — wie großen Anteil wir auch am spätem Erleben des KZ-Häftlings Dr. Auster nehmen — den Schilderungen aus der Kanzlerzeit, haben wir doch den Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Österreich als Grenznachbarn miterlebt, ja ich möchte fast sagen, miterlitten. Aber gerade deshalb können wir einer Stellungnahme nicht ausweichen. Um es gleich vorweg zu nehmen: Das Buch hat uns nicht von der Notwendigkeit des Berchtesgadener Abkommens zu überzeugen vermocht. Auch wenn wir die innern und äußern Schwierigkeiten Österreichs im Jahre 1938 voll würdigen und den psychologischen Druck, unter dem der Bundeskanzler stand, richtig ermessen, müssen wir die Ratifikation des Vertrages als einen Fehler bezeichnen. Schuschnigg schreibt:

«Die Aufgabe, welche die politische Notwendigkeit mir stellte, war daher in der möglichen Herbeiführung eines Zustandes gelegen, welcher es niemals zum Äußersten kommen ließ, bei aller Festigkeit gegenüber den nationalsozialistischen Tendenzen dem Reich keinen Vorwand zur Tat bot und einer künftigen europäischen Entwicklung nicht vorgriff».

Diese Politik der Nicht-Provokation war klug und ehrenhaft, so lange sie den Boden des eigenen Rechtes nicht preisgab. Sie brachte Verderben, wenn sie zum ängstlichen Nachgeben auf jeden Druck des «deutschen Bruders» führte. Es gibt im Leben der kleinen Völker Augenblicke, in denen sie mit Gut und Blut, koste es was es wolle, für ihr Recht eintreten und der Gewalt Widerstand leisten müssen, wenn sie den moralischen Anspruch auf Weiterexistenz nicht einbüßen wollen. Gewiß, die Leiden der Österreicher wären nicht geringer gewesen, wenn sie sich gegen den Nationalsozialismus zur Wehr gesetzt hätten. Aber ihr Beispiel hätte, wie dasjenige Finnlands, die Welt aufhorchen lassen. Das Abkommen von München ist nach vorausgegangenem Kampf um Österreich gar nicht denkbar. Der Angriffslust Hitlers wäre früher eine Grenze gesetzt worden. Jedenfalls tun wir Schweizer gut daran, uns die Gefahren einer Politik der Nicht-Provokation gut vor Augen zu halten. Hans Senn.

Ho difeso la patria

Eine der interessantesten, neu erschienenen Memoiren ist das Buch des Marschalls *Rodolfo Graziani: Ho difeso la patria*, das eine wertvolle Ergänzung zu dem Werk Marschall Badoglio's «Italien im zweiten Weltkrieg» darstellt (siehe Besprechung im Juliheft 1947, S. 263—265), und ein umfassendes Bild der militärpolitischen Lage Italiens in den Jahren 1939 bis 1945 vermittelt¹⁾. Das Buch erreichte in vier Monaten neun Auflagen, was am deutlichsten das große Interesse der italienischen Öffentlichkeit widerspiegelt. Im allgemeinen haben jedoch die Ausführungen Grazianis enttäuscht, da sie sich zu sehr in eine Verteidigung des Verfassers und häufig in überflüssige, teils unwürdige Polemiken verlieren. Dies ist um so bedauerlicher, als das Werk eines der bedeutendsten Dokumente der militärischen Führung des faschistischen Italiens darstellen könnte. Durch die Zersplitterung seiner Beweisführung, kleinliche, auf den impulsiven Charakter Grazianis zurückzuführende Beschuldigungen seiner Gegner, sowie das fortwährende Bemühen, sich verteidigen zu *müssen*, nehmen dem Buch von vorneherein die gewünschte Wirkung und verfehlen das eigentliche Ziel des Verfassers, sein Handeln unter dem faschistischen Regime eindeutig und objektiv zu rechtfertigen.

Um die negativen Seiten der Memoiren richtig verstehen zu können, muß der Leser allerdings bedenken, daß die Gesundheit Grazianis durch eine dreijährige Festungshaft sehr geschwächt ist und er, im Gegensatz zu Marschall Badoglio, als Hochverräter und Kollaborationist sich vor dem italienischen Volke zu verteidigen hat, was eine abgeklärte Schilderung der Ereignisse nur unschwer zuläßt.

¹⁾ Rodolfo Graziani: *Ho difeso la patria*. Garzanti, Mailand 1947.

Das 600 Seiten starke Buch umfaßt das Leben Grazianis von seiner Jugend bis zur Festnahme in Oberitalien im Jahre 1945 und wurde in dem Kerker von Procida, einer kleinen einsamen Insel in der Nähe Neapels, verfaßt. — Eine glänzende militärische Laufbahn kennzeichnet das Leben Grazianis. 16 Jahre Kämpfe in Afrika ließen ihn als einen der erfolgreichsten und erfahrensten Wüstengeneräle in das Rampenlicht der Weltöffentlichkeit treten. Besondere Verdienste erwarb sich Graziani in dem abessinischen Krieg, in dem er mit eingeborenen Verbänden in kühnem Vormarsch durch wasserlose Steppen ganz unerwartet von Süden her das gegnerische Verteidigungssystem aufrollte und damit entscheidend zu einer raschen Beendigung des Feldzuges beitrug. Das Bombenattentat am 19. Februar 1937 in Addis-Abeba, welches ihn durch 350 Splitter schwer verwundete, hinterließ große gesundheitliche Schäden und steigerte später seine Erregbarkeit und Nervosität in hohem Maße.

Die kurze Zeitspanne als Generalstabschef des italienischen Heeres von 1939 bis 1940 war durch scharfe Gegensätze mit Mussolini und Badoglio, seinem ständigen Widersacher, sowie Ciano und seiner Clique gekennzeichnet. Graziani vertrat gegenüber Mussolini den Standpunkt, daß Italien mit einer derart schwachen Bewaffnung, wie sie 1939 tatsächlich bestand — so besaß das italienische Heer keine mittleren und schweren Panzer, Panzerabwehrgeschütze und moderne Infanteriewaffen — unter keinen Umständen in den Krieg eintreten dürfe. Durch die faschistische Partei überstimmt, wurde Graziani auf Grund seiner realistischen und negativen Einstellung alsbald nach Lybien abgeschoben, wo er gegen seinen Willen und nur auf Druck von Rom den Vormarsch nach Sidi el Barani und Marsa-Matruh durchführte. Dieser endete bekanntlich mit einem Gegenangriff der VIII. englischen Armee unter Führung des Marschalls Montgomery und der völligen Niederlage der italienischen Divisionen, sowie einem fluchtartigen Rückzug bis an die Grenzen Tripolitaniens. Bei Mussolini in Ungnade gefallen, wurde er seines Amtes enthoben und zog sich bis 1943 auf sein kleines Landgut in den Abruzzen zurück. Um so unverständlicher ist es, daß Graziani, trotz den Reibungen mit Mussolini und der faschistischen Regierung, nach dem Waffenstillstand den Posten eines Verteidigungsministers der «Republik von Salò» annahm.

Neben den rein militärischen Betrachtungen über den Feldzug in Lybien und der Entwicklung auf den anderen Kriegsschauplätzen bilden die Aufzeichnungen seiner Tätigkeit als Verteidigungsminister in den Jahren 1943 bis 1945 den weitaus interessantesten Teil des Buches. Graziani rechtfertigt seinen Entschluß, der «Republik von Salò» beigetreten zu sein, mit der Begründung, nach reiflicher Überlegung den außerordentlich undankbaren Posten angenommen zu haben, um Italien vor den drohenden Repressalien der Deutschen zu schützen und die Ehre des italienischen Soldaten durch Weiterkämpfen an der Seite des deutschen Bundesgenossen zu retten. Er betont immer wieder, daß er dabei als Soldat und nicht als Politiker gehandelt habe. Graziani glaubte, daß ohne eine aktive Kooperation mit den Deutschen, die damals noch $\frac{5}{6}$ des Landes besetzt hielten, Italien als Verräter und somit noch härter als ein besiegtes Land behandelt worden wäre. Tatsächlich gelang es ihm, viele Härten der deutschen Besetzung zu mildern, massenweise Deportationen zu vermeiden und durch persönliches Eingreifen die Zerstörung kriegswichtiger Anlagen, Häfen und Industrien Oberitaliens zu verhindern.

Die abschließenden Kapitel des Buches behandeln die Verhandlungen mit Kardinal Schuster in Mailand und die tragischen Apriltage des Jahres 1945, in denen *zehntausende von Faschisten* summarisch hingerichtet und ermordet wurden, eine durch alliierte Dokumente belegte Tatsache, die in ihrer Tragweite im Ausland noch viel zu wenig bekannt ist. Besonders heftig greift Graziani die Deutschen an, die hinter seinem und Mussolinis Rücken mit den Alliierten Friedensverhandlungen aufgenommen und somit ihre italienischen Verbündeten verraten hätten. Kardinal Schuster wirft er vor, von diesen Verhandlungen, die bekanntlich über den geistlichen Würdenträger liefen, nicht informiert worden zu sein, eine Tatsache, die indirekt die blutigsten Folgen für die faschistischen Verbände nach sich ziehen mußte.

Trotz den erwähnten negativen Seiten steht das Buch Grazianis sowohl in seiner moralischen Einstellung als auch in aufbaumäßiger und technischer Hinsicht über den Memoiren Badoglios. Graziani ist der Typus eines aufrechten und geradlinigen Soldaten und Frontkämpfers, und die Tatsache, daß ihn das Schick-

sal in den politischen Wirbel riß, birgt eine gewisse Tragik in sich. Erst eine spätere Geschichtsschreibung wird die wahre Verantwortung, die der Marschall auf sich nahm und die Ergebnisse seines Handelns im *Interesse Italiens* in vollem Umfang würdigen und beurteilen können.

B. W. Rom.

Endlose Diktatur?

Alexander Mitscherlich, Historiker und Arzt, hat sich vor und nach der Machtübernahme Hitlers in der Gruppe von Ernst Niekisch betätigt und fand in der Schweiz für längere Zeit Asyl. Seit Kriegsende ist er mit Publikationen über die gegenwärtige Situation Deutschlands hervorgetreten. In der Schrift *Endlose Diktatur?* — die erweiterte Fassung eines in Bern gehaltenen Vortrages — sucht er die psychologisch-soziologischen Voraussetzungen der Diktatur zu klären¹⁾.

Von einer Analyse der rationalen Ordnung ausgehend, zeigt Mitscherlich, wie die Freiheit im überlieferten Sinne unterzugehen droht, weil beim heutigen Stand der Technisierung die Endlichkeit der Mittel Planung fordert, also einen Lenkungsapparat allergrößten Umfangs. Das Individuum wird in ein System eingegliedert und droht, seine Einzelpersönlichkeit ganz zu verlieren. Von da ist es nur ein kleiner Schritt zur Kontaktlosigkeit, zur «Entfremdung in den unmittelbaren menschlichen Beziehungen wie in den größeren politischen Reaktionen». Die Persönlichkeit spaltet sich und zerfällt. Der Mensch verliert die ursprünglichen Bindungen der Gemeinschaft und damit das soziale Sicherheitsgefühl. An deren Stelle tritt die Furcht. Dieser Zerfall der Persönlichkeit erstreckt sich schließlich auf den «Zivilisationskreis, innerhalb dessen die rationale Ordnung gilt», ja auf das geistige und politische Weltbild überhaupt.

Mit «Zwang und Verheißung» setzt hier die Diktatur ein als die «unbarmherzige Einsicht und Nutzung der Wehrlosigkeit des vereinsamten, in seiner Kontaktlosigkeit schutzlosen Menschen». Deutschland ist ihr erlegen, aber Mitscherlich erblickt darin nicht eine deutsche Angelegenheit schlechthin, sondern «die tragische Verdichtung eines allgemeinen Zustandes der abendländischen Menschheit». Sind nicht die anderen Staaten auch gefährdet? Kann angesichts des technischen Produktionsapparates und der hochspezialisierten Bürokratien die Freiheit erhalten bleiben? «Hier entscheidet sich die Frage, ob die Diktatur überwindbar ist oder nicht!» Eine Rückkehr in die alten Freiheitsideologien scheint nicht mehr möglich. Im Gegensatz zum autoritären sieht der Verfasser die Lösung in einem «freien Sozialismus», ein «Sozialismus, dessen Gemeinschaftsbewußtsein nicht im Ausgeliefertsein an überdimensionierte Produktions- und Verwaltungsapparate beruht, sondern auf der Gemeinsamkeit einer neuverstandenen Verantwortung».

Mitscherlichs Schrift zeigt trotz ihrer Kürze einige sehr interessante Aspekte der gegenwärtigen Lage und im Grunde wenig Aussichten, dem Malaise zu entrinnen, weil der Zerfallsprozeß der Persönlichkeit schon zu weit gediehen ist. Selbst in unserem liberalen Rechtsstaat fühlt man sich ja bereits durch den ständig wachsenden Beamtenapparat in seinen Freiheitsrechten eingeschränkt. Jeder Sozialismus würde das Individuum nur noch mehr erdrücken. Die Idee des «freien Sozialismus» bringt wohl das gegenwärtige Streben zum Ausdruck, die Sicherung der materiellen Existenz durch sozialistische Planung mit der Garantie der individuellen Freiheitsrechte zu verbinden, seine Realisierungsmöglichkeit bleibt aber doch sehr fraglich.

Rudolf Bodmer.

¹⁾ Alexander Mitscherlich: *Endlose Diktatur?*, Kulturschriftenreihe des Artemis-Verlages, Heft 16, Zürich 1947. — Über die Gruppe Niekisch finden sich Angaben auf S. 73 des Buches von Rudolf Pechel: *Deutscher Widerstand*, Rentsch, Erlenbach-Zürich, 1947. *Redaktion.*

Die Furcht vor der Freiheit

Es handelt sich nicht um ein leichtes Buch. Mit aufwühlender Leidenschaftlichkeit und tiefem Ernst versucht *Fromm* eine Diagnose der heutigen Menschheitskrise zu geben. Das Ergebnis vermag den Künstler, Pädagogen, Soziologen, Arzt, Wirtschaftler und Politiker gleichermaßen zu passionieren. Die Untersuchung macht nicht Halt vor irgend einem Regierungssystem und zwingt den Leser zu größter Vorurteilslosigkeit und scharfer eigener Gedankenarbeit¹⁾.

Der Verfasser hat den Glauben, daß die Zukunft der Demokratie von der Verwirklichung des Individualismus abhängt. Die Demokratie soll sich dahin entwickeln, daß in ihr das Ziel und der Zweck der Kultur und Zivilisation das Individuum ist. Der demokratische Fortschritt liegt in der Steigerung und Erweiterung von Freiheit, Spontaneität und Initiative des Individuums. Faschismus ist jedes System, jede Einrichtung, welche den Menschen fremden Zwecken unterordnet und die Entwicklung echter Individualität schwächt. Würde die neue Demokratie sich auf das rein Politische beschränken, so wäre sie nicht in der Lage, den Folgen der ökonomischen Bedeutungslosigkeit des Durchschnitts-Individuums wirksam entgegenzutreten.

Vorbehaltlos beipflichten wird man dem Verfasser, wenn er den Kampf gegen die Entwürdigung des Menschen zum Automaten predigt, wie er in unserer geltenden Gesellschaftsordnung zum Ausdruck kommt. Darf man aber von einer Offensive der Demokratie sprechen, von einem Sieg über die Kräfte des Nihilismus, vom Glauben an die Freiheit und die Kräfte der Persönlichkeit, wenn man als neues Rezept nur eine durch Dezentralisation gemilderte Planwirtschaft anzubieten hat? Die Frage wird jeder einzelne Leser des Buches von *Fromm* für sich selber beantworten müssen und sie wird, trotz aller Wissenschaftlichkeit der Argumentation, nur glaubensmäßig beantwortet werden können.

Fritz Wanner.

Spanien und die UNO

Lange Zeit verging kaum ein Tag, an dem nicht von der «Weltgefahr» gesprochen wurde, die sich *Caudillo* und Generalissimus *Franco* nennt. In Wirklichkeit fürchtet sich aber interessanterweise keine Nation vor Spanien und auch dem vom *Caudillo* angeblich unterdrückten Volk scheint es recht gut zu ergehen. Wo liegt deshalb die Wahrheit? Was ist Propaganda der Kominform und was Wirklichkeit? Darüber gibt uns das im Jahre 1947 im *Thomas-Verlag* erschienene Buch *Spanien und die Uno* von *Manuel Jimenez Quilez* erschöpfend Auskunft.

An Hand eines umfangreichen Dokumentationsmaterials weist der Verfasser nach, daß das *Franco-Regime* weder nach Ursprung und Struktur, noch nach seinem allgemeinen Verhalten als faschistisch bezeichnet werden kann. Wir müssen dabei feststellen, daß die Behauptung, es sei mit Hilfe der Nationalsozialisten errichtet worden, jeder Grundlage entbehrt. Vielmehr hat Spanien, wie die offiziellen Unterlagen zeigen, die *Alliierten im letzten Weltkrieg wesentlich unterstützt*, was auch der große Staatsmann *Churchill* mit allem Nachdruck betonte. Mit der Lektüre dieses Buches erkennen wir das Ungeheuerliche, das mit dem kommunistischen Propagandaschwindel geplant wird. Die UdSSR kann für seine Welteroberungspläne kein starkes Spanien brauchen, denn solange dieses Land seine bisherige Politik verfolgt, bleibt Gibraltar stark und wird der Zugang zum Mittelmeer von den spanischen Geschützen von Ceuta und den Flugplätzen der spanischen Küste beherrscht.

Der amerikanische Oberst *Percy Black*, Mitglied des Generalstabes von General *Patton* führt zu dieser Tatsache mit Recht aus: «Die politische Herrschaft über Ceuta zu erringen und, wenn möglich, Großbritannien vom Felsen von Gibraltar zu vertreiben, ist eines der Leitmotive für den Versuch der Sowjets, *Franco* zu stürzen».

Heinz Schmutz.

¹⁾ Erich *Fromm*: Die Furcht vor der Freiheit. Steinberg-Verlag, Zürich 1945.

Mariona Rebull

Mariona Rebull ist in erster Linie ein psychologischer Roman, der durch seinen historischen Hintergrund — Aufstieg Barcelonas zur modernen Industriestadt — noch an Farbe und Perspektive gewinnt. An sich aber ist das seelische Problem der Handlung schon so reizvoll und eindrucklich dargestellt, daß es genügen würde, um die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln¹⁾.

Ein junges Mädchen, Tochter einer Patrizierfamilie, heiratet den Sohn eines in der ersten Generation reichgewordenen Fabrikanten. Das Thema hätte in einem idyllischeren Zeitalter als dem unsrigen zu einer romantischen Verherrlichung der alle Gegensätze und Unterschiede der Herkunft überwindenden Liebe benutzt werden können; auch eine Satire über die alles erreichende Macht des Geldes wäre denkbar gewesen. Der Katalane *Agustí* zeigt mit erstaunlicher seelischer Einfühlungskraft in die Psyche einer unerfahrenen Frau, wie Mariona der bis zum letzten berechneten Taktik ihres zukünftigen Mannes erliegt und, erst in der Ehe wissend geworden, erkennt, daß ihr Liebesbedürfnis in die Irre gegangen ist. Joaquín dagegen, der sie bewußt und systematisch unwirbt, um eine Frau zu gewinnen, die seinem wirtschaftlichen Erfolg das noch fehlende soziale Ansehen zu geben vermag, wird, nachdem er sein Ziel erreicht zu haben glaubt, vom Schicksal besiegt, als er erfahren muß, daß auch ein erfolgreicher Mann nicht immer Herr seiner Gefühle bleibt. Als er Mariona innerlich für immer verloren hat, beginnt er erst, sie wahrhaft zu lieben, und vom Augenblick dieser Wandlung an wendet sich ihm auch das Mitgefühl des Lesers zu. Der dramatische Ausklang des Buches bietet keine eigentliche Lösung, sondern sucht, durch eine äußere Katastrophe, die der katholische Autor als Strafe des erzürnten Himmels empfunden haben mag, der Handlung einen etwas gewaltsamen, aber mit meisterhafter Spannung geschilderten Abschluß zu geben. — Außer den beiden Hauptgestalten, auf die wir uns in dieser Analyse beschränkt haben, begegnen uns noch mehrere glücklich umrissene Charaktere, und auch die katalanische Landschaft ist organisch in die Erzählung eingegangen.

Leider können wir die positive Beurteilung nicht auch auf die deutsche Ausgabe erstrecken. Die Übersetzung ist wohl im allgemeinen lesbar, weist aber eine Reihe von Schönheitsfehlern auf, die man natürlich nach der Lektüre des Originals um so deutlicher wahrnimmt. Da es sich hier um eine grundsätzliche Frage handelt, darf vielleicht ganz allgemein folgendes gesagt werden. Der schweizerische Büchermarkt ist in den letzten Jahren mit einer Reihe von Übersetzungen bedacht worden, die zuweilen an Danaergeschenke erinnern. Es liegt uns fern, einzelne Übersetzen, für deren Erwerb Bemühungen wir alles Verständnis haben, anzugreifen. Wir möchten nur die Verleger fremdsprachlicher Werke bitten, die Qualifikation der sich anbietenden Interpreten genauer zu prüfen. Zur Herstellung einer annehmbaren Übersetzung genügt es nämlich nicht, eine fremde Sprache mehr oder weniger zu verstehen; mindestens ebenso wichtig ist die Beherrschung des muttersprachlichen Ausdrucks, die wir allzu oft schmerzlich vermissen, und schließlich kommt es vor, daß der Übersetzer den Urtext mühelos liest, seine eigene Sprache recht geläufig schreibt und trotzdem nicht erfühlt, welche Nuance des deutschen Ausdrucks einer bestimmten fremdsprachlichen Wendung entspricht. Die Kunst der Übersetzung ist Transposition, niemals schematische, in den schlimmeren Fällen sogar ungenaue oder falschverstandene Übertragung... Wir bitten den Leser, der nur eine Romanbesprechung erwartete, um Entschuldigung; es war uns jedoch nicht möglich, bei der Behandlung eines spanischen Werkes auf die Formulierung eines Wunsches zu verzichten, der schon seit längerer Zeit, durch die Lektüre mancher englischer Romane genährt, immer lebhafter geworden ist.

Eva Salomonski.

¹⁾ Ignacio Agustí: *Mariona Rebull*. Roman. Humanitas-Verlag, Zürich 1946.